

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

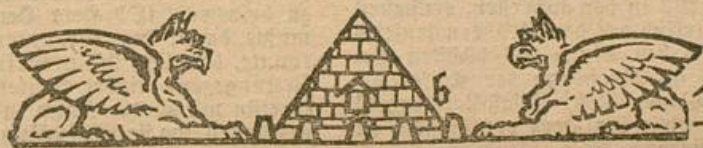
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

18.9.1921 (No. 38)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 38



18. Sept. 1921

Mar Denzler / Die politische Lehre des Reichslandes.

Was ist uns Innerdeutschen der Verlust des Reichslandes? Dürfen wir behaupten, daß er uns mehr bedeutet als vorher sein Besitz? Denn sonst, bekennen wir es, würde er uns noch nichts sehr Wesentliches bedeuten. Wie lagen früher eigentlich die Dinge?

Wenn vor oder in dem Krieg auf das Reichsland die Rede kam, so geschah es meist in dem Sinn, als ob dort irgend etwas nicht ganz in Regel und Ordnung wäre, ja man verwandte bei solchem Gespräch gelegentlich ohne besondere Anstrengung das Wort des Marcellus im Hamlet. Und diese politische Einsicht wurde durch den schließlichen Verlauf der Ereignisse offenbar sehr bestätigt. Auch hat schon da und dort unser öffentliches Bewußtsein durch den Mund seiner großen Presse die Schuldfragen gestellt und sie zugleich selbst mit sichtlich genügender Stimmenzahl bejaht. Dabei will es freilich scheinen, als ob der forensische Schuldbegriff auf diese wie auf ähnliche Angelegenheiten nicht recht anwendbar wäre, als ob er mindestens nur für die einfachen Gemüter hinreichen könnte, die allerdings stets die Mehrzahl sind. Dieses Bedenken soll uns aber jetzt nicht hindern, jene Schuldsprüche einmal in Betracht zu ziehen. Sie gehen nach verschiedenen Richtungen.

Da sind es etwa die Träger und Organe öffentlicher Gewalt im Reich, denen ein gerütteltes Maß von Schuld zugeschoben wird: der Bundesrat, der Reichstag oder der Landtag, die Behörden in Berlin oder in Straßburg oder sonstwo, die Beamten oder die Offiziere. Wollen wir aber die letzte Summe ziehen, so können wir einen solchen Spruch von vornherein nicht gelten lassen. Wir halten es da mit Thomas Mann, mit der Stelle in den Unpolitischen Betrachtungen, wo es auf Seite 330 heißt: „Führer, meine ich, sind als Exponenten zu betrachten; man schilt im Grunde sich selbst, indem man sie schilt, und vielleicht also täte man besser, sogleich sich selbst zu schelten.“

Dieser Satz ist so wahr und richtig, wie nur irgend einer. Erscheint demnach schon das erste Schuldburteil recht fragwürdig, so ist es um das zweite gewiß nicht günstiger bestellt: Die Elsäßer und die Lothringer selber seien zu verdammen, die unsicheren Männer, das doppelzüngige, das Zwittervolk. Wie war es denn geworden im Reichsland seit 1871? Hatten nicht Handel und Wandel geblüht, war nicht der Aufschwung gekommen wie überall im Reich, redeten nicht die Zahlen der Wirtschaftsstatistik eine deutliche Sprache? Wo also hätte es je größeren Unmut gegeben als hier? Nun ich glaube nicht, daß bei so verkehrtem Urteil viele beharren werden. Sie würden gleich verstimmen vor dem Zeugnis aller, die es wissen, mit welcher Geduld und Treue an und für sich gerade dieser deutsche Stamm seine schweren Kriegslasten und Kriegssopfer getragen hat. Nein, es steht so aus, als ob auch der zweite Schuldspruch, in seinem gewichtigeren Teil, auf die zurückfallen müßte, die in dieser Sache gern Ankläger und Richter wären,

Denn fragen wir doch einmal so: Was hätten wir Innerdeutschen den Reichsbürgern jenseits des Rheines eigentlich leisten sollen, und was haben wir in dieser Hinsicht veräußert? Und es ist gar nicht anders möglich, als daß jene Schnellfertigen ihr Angriffsmittel von vorhin jetzt zur Verteidigung gebrauchen und wieder Handel und Wandel, Aufschwung und Wirtschaftstätigkeit im Munde führen. Denn sind Erzeugung und Austausch der Produkte nicht wirklich Grund und Wesen jeder Gesellschaft, der Lehre zufolge, die eine sonderbare Perversion Hegelischer Geschichtsbetrachtung, die Gemeinschaftsordnung einer entgötterten Zeit so klar ausgedrückt und so verhängnisvoll befestigt hat, und die das Wort des Evangeliums: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, als Grundwahrheit genommen, aus ihrem Bereich verbannen möchte? Aber die Rechnung des Marxismus ist falsch, sichere Tatsachen widerlegen sie. Und daß man sich ihm in Deutschland weithin zu sehr verrieben hatte, das konnte hier wie überall zu nichts gutem führen. Sollen wir das Verhängnis bezeichnen, das uns dem Reichsland gegenüber belastet, so wollen wir es, ihrer Nichtigkeit wegen, mit den Worten tun, die schon 1916 Albrecht Mendelssohn-Bartholdy gesagt und geschrieben hat: „Das war nach dieser Heimkehr die Pflicht jedes Deutschen . . . in den ersten vierzig Jahren der neuen Staatsform, daß er auf dieser alten Volksgemeinschaft, auf dem alten Reichsbund mit dem jüngsten Staat im Reich bestand, daß er, der Lehre des Gleichnisses folgend auch wo sie ihm gegen die Kargheit des Hausvaters und den Starrsinn des gekränkten Vaterherzens gegangen wäre, dem heimgekehrten verlorenen Sohn ein Fest gerüstet und ihm den Ehrenplatz an der Tafel gegeben hätte.“ (Bürger tugenden in Krieg und Frieden, S. 91.)

Statt dessen gaben und nahmen wir Waren, Münzen, Scheine und die Herzen blieben trüg und kühl.

Herzenskühle! Gewiß, sie war auch in den Kreisen der Nation vorhanden, die an sich theoretischem und praktischem Materialismus ferne standen. Wir besitzen einen „Katechismus der Deutschen“, den kein anderer als Heinrich v. Kleist verfaßt hat und den heute wieder jeder mit dem größten Nutzen lesen kann. Kleist spricht dort von einer Unart, die dem lebenden Geschlecht anklebt, und er bestimmt sie als Ueberreiztheit des Verstandes. Die Deutschen reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten, sie meinten, alles durch ihren Wit bewerkstelligen zu können, und gaben nichts mehr auf die alte, geheimnisvolle Kraft der Herzen. Ich will hier eine kleine Erfahrung anführen, die ich selber gemacht habe. Vor Jahren, ich war ein junger Student, unterhielt sich der bekannte Ordinarius des öffentlichen Rechts an einer bayerischen Universität mit mir des öftern über die elsäß-lothringische Frage. Die reichsländische Verfassung vom 31. Mai 1911 war noch nicht lange in Kraft, und der Gelehrte setzte mir vor allem auseinander, daß

auch nach der neuen Regelung der Dinge Elsaß-Lothringen nicht etwa einen Bundesstaat darstelle. Der Reichsgesetzgeber sei jederzeit imstande, die von ihm gegebene Verfassung einseitig zurückzunehmen; ein neuer Staat könne auf dem Wege der Rechtsordnung überhaupt nicht begründet werden, er könne lediglich durch innen- oder außenpolitische Ereignisse verfassungstörender Art entstehen. In der Tat entsprach diese Ansicht der damals herrschenden Lehre des öffentlichen Rechts und die Begriffe leuchteten mir gewaltig ein. „Auf dem alten Reichsbund mit dem jüngsten Staat im Reich“ zu bestehen, das kam mir seinerzeit natürlich nicht in den Sinn; ich fand es in Ordnung, wenn die deutsche Staatsrechtswissenschaft das Reichsland zuweilen mit den Schutzgebieten in einem Abschnitt behandelte. Und das Gebilde der Freien Stadt Danzig etwa, dieses rechte, heut aber unvordersprohen hingenommene Retortenwesen, konnte ich freilich auch nicht voraussehen.

Herzenskühle! Der schwerblütige, zögernde Mann, der in den letzten kritischen Jahren vor dem Krieg der Kanzler des Reiches war, hat es erkannt, daß man in bezug auf Elsaß-Lothringen nicht reflektieren dürfe, daß man da handeln und helfen müsse. Er hat Entschlüsse gefaßt, und er hätte dieses Mal gewiß die inneren und äußeren Widerstände, die sich ihm entgegenstellten, besiegt und seine Sache gut hinausgeführt, wenn nur Deutschlands öffentliche Meinung hinter ihm gestanden wäre, wenn die vox dei, die er in seiner Brust vernahm, den kraftvollen und einmütigen Widerhall der Volkstimme gehabt hätte. Aber auch hier schwieg die Nation träg und kalt. Und was man sät, das erntet man. Als in der äußersten, ernstesten Stunde das deutsche Volk nun wirklich mit den Brüdern jenseits des Stromes reden wollte, durch den Mund des höchsten Beamten im Reichsland, als 1918 in Straßburg der Kaiserliche Statthalter seine Botschaft anschlagen ließ: Elsaß-Lothringen! da hatten von den Angeredeten viele ihr Herz verschlossen, sie standen vor den Säulen und schwiegen.

Es ist kaum vermeidbar, daß wir in diesem Zusammenhang einen Blick über die ehemalige Westgrenze tun. Hat sich der dortige Gegner mit Beziehung auf das Reichsland in den vierzig Jahren zwischen den Kriegen ähnlich verhalten wie wir? Das nicht gerade! Nein, er hat sich so ziemlich entgegengesetzt verhalten. Wir wollen und können das in keinem Sinne loben, wir wollen aber doch ein wenig zusehen, was er eigentlich unternommen hat. Das steht fest: Herzenskühle kann man sein Gebaren nicht nennen. Die Eingeweihten will ich nur daran erinnern, was sie in dieser Hinsicht hundertmal selber erlebt oder gelesen haben. Den weniger Kundigen aber möchte ich ein Beispiel vorlegen, nur eines, wo es ein Dubend sein könnte; doch es wird, denke ich, genügen, um mich verständlich zu machen.

Vor einer Reihe von Jahren hat ein großmächtiges Pariser Blatt über einen Gegenstand von untergeordneter Bedeutung einen Stimmungsbericht gebracht, den man auch heute noch nicht anders als mit Aergern, Heiterkeit oder Kopfschütteln aus der Hand legen kann. Er wird hier wortgetreu abgedruckt. Ursprünglich wollte ich ihn deutsch wiedergeben, aber das krähenhafte Pathos des Rührstückes wird zu sehr beeinträchtigt, wenn die französischen Laute fehlen, und gerade es ist hier Goldes wert. Kurz und gut, im Figaro vom Montag, den 21. Februar 1910 erzählt auf Seite 4 Herr André Beaunier folgende sentimentale Geschichte:

En Alsace

Un rédacteur du Temps, M. René Henry, est allé voir, près de Strasbourg, les parents de ce capitaine Fiegenschuch, qui, l'autre jour, fut tué au service de la France, en Afrique. Il les a trouvés, vieil homme et vieille femme, enfermés avec leur chagrin dans la maisonnette sombre et basse où ils demeurent depuis cinquante ans et où naquit le soldat.

Le vieil homme est un vigneron d'Alsace; il eut son frère tué à Sébastopol. Il est aveugle, l'oeil droit fermé, l'autre offusqué par la cataracte. Il se tient debout; il songe et, de temps en temps, il parle.

Mme Fiegenschuch fait asseoir le visiteur sur une chaise, auprès de la fenêtre. Et, d'une voix dure, le vieux raconte:

Il était là et il avait quatorze ans quand il m'a dit qu'il voulait être officier français. Je lui ai répondu qu'il n'y arriverait peut-être pas; qu'il ne savait pas le français. Il n'en a plus parlé; mais à dix-sept ans il s'est engagé à la légion. Il y a appris le français. La dernière fois où j'ai pu le voir, il sortait de Saint-Maixent. Je lui ai dit: „Sois bon avec tes soldats“. Il m'a répondu: „Je maintiendrai fermement la discipline, mais je serai bon.“ Quand nous avons été le revoir à Nancy, la dernière fois, en 1903, je n'avais plus mes yeux. Il m'a fait toucher son uniforme. Et il disait: „Tu sens le mortier; là-bas, nous faisons tous les métiers.“ Il revenait de Madagascar. Il a deux fois commandé en Indo-Chine.

Puis, la pauvre maman montre des photographies: — la Cochinchine, Tananarive et, devant la mer, à Cherbourg, un général décore Fiegenschuch et l'embrasse; la statue de Napoléon n'est pas loin, le drapeau tricolore salué.

Alors, le vieux éclate, et voici sa colère:

Les „Neueste Nachrichten“ ont dit que mon gars n'avait rien à faire à 25 kilomètres d'Abécher. Ils ont l'air de dire qu'il a eu tort; que c'est bien fait; qu'il n'a pas bien servi la France! Mais on m'a dit que le ministre français a dit la contraire: c'est ça qui compte! La mort du gars ne regarde pas les „Schwobi!“

Mais la maman se plaint, se lamente: — „Nous ne le reverrons plus. . . S'il n'était pas parti, il ne serait pas mort! . . .“

Cependant, le vieux réplique: — „C'était un soldat! Il a fait ce qu'il devait! . . .“ Et il grommelle: „Légion d'honneur! . . . Légion d'honneur! . . .“ Il ajoute, tandis que la maman remue les petits et nobles rubans de la Légion d'honneur, du Tonkin, de l'Annam, la médaille coloniale, la médaille militaire:

— Dieu l'a fait. Il a, sans doute, bien fait. Que sa volonté soit faite! . . .

Et tous les deux, les vieillards dont le fils est mort, pleurent en silence. —

Gütiger Leser, ich habe das abgeschrieben und du hast es gelesen, und ich rate dir, zunächst mit mir herzhaft darüber zu lachen. Aber dann wollen wir noch einmal lesen! Gleich die Ueberschrift: „Im Elsaß“; sie ist gut und in unserm Zusammenhang kommt es auf sie an. Was passiert denn eigentlich? Nun, kürzlich ist der Kapitän Fiegenschuch in Frankreichs Diensten in Afrika gefallen. Da begibt sich ein Vertreter der offiziellen Republik hinzulagen, Herr René Henry, Redakteur des „Temps“, in die Nähe von Straßburg, um die Eltern des Soldaten zu besuchen. (Ob Herr Henry wirklich die Reise unternommen mußte, damit Herr Beaunier seinen Stimmungsaussatz schreiben konnte, das läßt sich natürlich nicht mehr aufklären.) Also, der Zeitungszeus findet Philemon, den Greis und Baucis, die Greisin mit ihrem Gram in das dunkle, niedrige Häuschen eingeschlossen, wo sie seit fünfzig Jahren wohnen und wo der Soldat geboren wurde. Der Greis ist ein elsässischer Winzer, sein Bruder bei Sebastopol gefallen. Er ist blind, hält sich aber aufrecht. Madame Fiegenschuch heißt den Besuch Platz nehmen und dann beginnt der blinde Greis — mit harter Stimme — sein Heldenlied. Er erzählt die Jugendgeschichte des Kapitäns, wie er mit 14 Jahren bereits französischer Offizier werden wollte, wie er später in die Legion eintrat und dort französisch lernte (!). Das letzte Mal, wo der Vater den Sohn noch mit Augen sehen kann, sagt er ihm: „Sei gut mit deinen Soldaten.“ Und er erhält die vorzügliche Antwort: „Ich werde die Disziplin fest aufrecht halten, aber ich werde gut sein.“ (Man vergleiche Heinrich Mann, „Bolsa, Erdengedicht“: Aber ein Oberst ist da, er bittet seine Leute wie ein Vater, das Gute zu tun.) Bei der letzten Begegnung hat der Greis schon das Augenlicht verloren; da läßt ihn der Sohn seine Uniform berühren (!). Dem Gast aus Paris müssen schon die Ohren sausen, er bekommt aber auch noch mancherlei zu sehen. Die arme Mama zeigt ihm Photographien, und unter diesen fällt eine große Szene auf: Cherbourg. Im Hintergrund das Meer. Ein général (hört man es krähen?) deforiert den braven Elsaßer Fiegenschuch und umarmt ihn. Das Standbild Napoleons ist nicht weit entfernt und die Tricolore salutiert (!). Wahrlich, die Reise des Herrn Henry war nicht vergebens. Er vermerkt noch mit Genugtuung den heißen, doch gerechten Born des Alten über den unpassenden Kommentar der „Straßburger Neuesten“: Der Tod des Jungen geht die Schwaben nichts an! Lauscht dem Weinen und Klagen der Mutter: Wenn er nicht fortgegangen wäre, wäre er nicht tot! vernimmt die mannhafte Antwort des Vaters, das Weintüchlein von der Ehrenlegion, bekommt die kleinen, noblen (!) Ordensbändchen zu sehen und notiert sich endlich das Schlüsselwort des Greises: Was Gott tut, ist wohl getan. Sein Wille geschehe! Und die zwei alten Leute, deren Sohn tot ist, weinen still. . . Der Leser des „Figaro“ kann nicht umhin, es auch zu tun.

Genug, wir müssen wieder ernst werden. Dieses keltoromanische Geschreie ist tatsächlich ungemein bezeichnend für das damals und vorläufig noch immer herrschende Frankreich. Es ist ein genauer Ausdruck jener „feurigen Naivität“, die beispielsweise Heinrich Mann den Franzosen so sehr nachrühmt. Diese Naivität ist indes gar nicht feurig, sie ist vielmehr leichtfertig und tief bössartig, seit langem recht der eigentliche Zündstoff des Kontinents. Sie stammt wohl von dem gleichen Holz, aus dem einst Plaubert mit galligem Spott die Reden des Herrn Homais und des Herrn Nieuvain geschnitten hat. Aber der Spott des älteren Franzosen ist durch die grotesken Ercheinungen der Gegenwart seines Landes weit überholt. Diese Ercheinungen nachzuformen, nicht im Hohn, sondern in verbissener Begeisterung, blieb einem andern vorbehalten: dem deutschen Heinrich Mann!

Aber wir wollen nicht abschweifen, sondern zuletzt noch feststellen: Die Kraft, die nachbarlich angeschlossene Stämme zu einer Gemeinschaft vereinigt und die Gemeinschaft nach den Grundsätzen des Nützlichens auf segensvolle Bahnen führt, diese Kraft kommt weder aus Schaumflägerei und Synergie, noch aus Trägheit und Kälte der Herzen; sie kommt auch nicht aus

den wirtschaftlichen Grundlagen, sondern sie speist sich aus literarischen Quellen, aus gutem Willen und wechselseitigem Vertrauen.

Würden wir uns solche Erkenntnis aufschreiben und anzeigen, dann hätten wir durch das Reichsland eine politische Lehre empfangen. Und wollten wir diese Lehre täglich halten und üben, nicht allein im Hinblick auf jenes verlorene Land, sondern in bezug auf alle öffentlichen Dinge, so würde es um unser Gemeinwesen bald besser stehen. Diese Lehre wäre also gut, aber sie wäre durchaus nicht neu. Es handelt sich im Grund

um die Wahrheit, die in den deutschen Vassen schon lang von Mund zu Mund geht, an die zu glauben aber einer Zeit blutiger wird, welche noch immer so stark in der materialistischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung befangen ist. Und doch gilt jene Wahrheit nicht nur dort, wo Waffe gegen Waffe und Krieger gegen Krieger steht, sondern sie gilt vor allem auch da, wo zwei Stämme oder Völker einander in friedlicher Eroberung durchdringen sollen. Sie steht bei Johann Gottlieb Fichte und lautet: Es ist die Macht des Gemütes, welche die Siege erringt!

Ernst Polaczek / Straßburg.

Scharf und schneidend klingt dieser Name heute in unsern Ohren. Schmerzen schreiben in uns auf. Wir hören ihn nicht den tausendstimmigen Ruf der Freude, der unsern Feinden entgegenhallt in den Novembertagen des Jahres 1918, entgegenhallt aus dem Munde von Menschen, mit denen wir als Volksgenossen zusammengelebt, in Zwang und Not zusammengelebt hatten. Wir sahen — und die Erinnerung schmerzt tief und bitter — die Trifolore am Münster aufsteigen, am gleichen Turme, den hundertmal seit 1914 die schwarz-weiß-roten Siegeszeichen umflattert hatten.

Wir können das nicht vergessen und wir wollen das nicht vergessen. Aber hinweg über das, was uns heute von Straßburg trennt, wollen wir an das denken, was uns mit ihm verbindet. Zuerst daran, daß die deutsche Sprache nie — auch nicht während der zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft — von hier gewichen ist. Wir denken an Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg's „Tristan und Isolde“, das liebeshochste Lied, das uns erlangt. Wir denken an Meister Eckhart und Gottfried Trauer, die großen Mystiker, deren deutsche Predigten in der alten Dominikanerkirche lösend und entriegelnd in die Herzen der Hörer drangen . . .

Und wir denken an das Münster, an die Marienkirche, die sich über dem Schutte der römischen Stadt erhob, erst bescheiden nach Stoff und Maß und dann immer größer und glänzender. Viele Generationen haben an ihm gearbeitet, wechselnd in ihrer Formensprache, einander überbietend an Kraft und Kühnheit. Französische Lehre war ihnen nicht fremd geblieben. Das reiche Leben, das im Innern Frankreichs blühte, der leidenschaftliche Baubetrieb, der dort an jedem der vielen Bischofsitze ungezählte Kräfte in seinen Dienst zwang und zur Entfaltung brachte, hatte auch sie angelockt. Aber zurückgekehrt in den heimischen Baubetrieb vergaßen sie zwar nicht, was sie dort gesehen und gelernt hatten, aber sie nutzten es in ihrem Sinne, bedienten sich des neuen Stils zu Werken ihrer eigenen Art, bemäßen nach eigenem Maß Weite und Höhe des Kirchenraums. So handelten die Unbekannten, die Querhaus und Langhaus des Münsters schufen, so handelte der große Meister, der am südlichen Querhausportal Kirche und Synagoge, diese uralten Versinnlichungen begrifflicher Gegensätze einander gegenüberstellte, indem er zwar allen Wohlklang der Form, alle in Chartres erlernte Kunde des menschlichen Körpers anwandte, aber zugleich auch den geistigen Inhalt, das feindliche Gegenüber von beiden in deutscher Schärfe darstellte. Und so handelte auch der Meister der Fassade, vor der im Jahre 1770 Goethe bewundernd und nach Verstehen ringend stand, der große Meister, der — habe er nun Erwin oder anders geheißen — das ihm wohlvertraute Schema der französischen Fassade mit neuem Geiste durchdrang. Und andere Meister tauchen vor uns auf, Männer bescheidenen Rufes, die von Straßburg aus ihre Kunst ins Schwabenland trugen, und andere, die das Schwabenland entzündet, um den dürr gewordenen elässischen Boden zu befruchten. Man war damals nicht partikularistisch genug, um Hilfe von Fremden zu verschmähen, und man holte sie nicht von der anderen Seite der Vogesen, sondern vom anderen Ufer des Rheins. Ulrich von Eisingen baute den Straßburgern ihren Minsterturm, und als der Schwabe gestorben war, vollendete sein Werk der Kölner Johannes Giltb. Und mit schwäbischen und rheinischen Städten war Straßburg damals auch politisch auch im Bunde gewesen!

Und was für Namen tauchen dann weiterhin in der Neuzeit in Straßburgs Geschichte auf? Gutenberg arbeitet hier an seiner Kunst, der junge Dürer lernt hier auf seiner Wanderschaft bei einem „alten Meister“. Geiler von Kaysersberg predigt von der Kanzel des Münsters, herzhaften Worts die Dinge bei ihrem Namen nennend. Und in hunderten und tausenden von Abschriften gingen von hier, wo Sebastian Brant, der Verfasser des Narrenschiffes, als Stadtschreiber lebte, die Bücher hinaus, bildgeschmückte und bildlose, Ernsthaftes und Lustiges, viel Gelehrtes und Erbauendes, viel Kurzweiliges und Streithaftes; und Maler schufen hier und Holzschneider, wie Hans Baldung Grien, aus Dürer's, des großen Nürnbergers Werkstatt herausgewachsen, aber zu anderer Art entwickelt als dieser, weltlicher, sinnen-

freudiger, unbefangener — mit dem Gefühl der Gleichwertigkeit sich der Welt gegenüberstellend. Ein reiches Leben blühte damals in Straßburg, und es war auch Kraft und Wille und Entschlossenheit in der Art, in der sich die Stadt zur Reformation stellte.

Es war Selbstgefühl, ein stolzes Bewußtsein des eigenen Wertes, mit dem Straßburg nun in der großen Politik sein Wort sprach. Jakob Sturm von Sturmeck, auch ein Sohn dieser Stadt, und Johannes Sturm, ein Sohn der Eifel, sind ihre größten Persönlichkeiten, beide — jeder in seiner Art auch mit der wichtigen Gründung des protestantischen Gymnasiums eng verbunden. Es war viel Sondergeist in ihren Handlungen und vielleicht hätte der nicht so ganz Unrecht, der einen bedeutungsvollen Gegensatz empfand zwischen dem Straßburger Jakob, dem fernhaft deutschen Elässer und dem Schleidener Johannes, dem in Lüttich, Löwen und Paris gebildeten, der auch der Vertrauensmann der französischen Protestanten war. Die Atmosphäre verunklart sich. Zwar wird weiter kraftvoll gebaut, ein selbstbewußtes Bürgertum spricht sich in hochgetürmten, spitzegebligten, aber mit dem neumodischen Renaissanceornament gezierten Wohnbauten, in stattlichen Rat- und Kaufhäusern aus, man unterhält, erweitert und verstärkt die Befestigungen. Aber der Himmel umwölkt und verfinstert sich.

Dreißig Jahre lang wütet ein Krieg über Deutschland. Viel fremdes Kriegsvolk zieht Straßburg in seinen Mauern. Mühsam ziehen sich, durch ausländische Interventionen erschwert, durch Jahre und Jahre die Friedensverhandlungen hin. Dunkle, mehrdeutige Verträge sind das Ergebnis. Aus ihnen gewinnt Ludwig XIV., dessen Macht einheitlich und höchst real war, die Handhaben, sich des Landes und — 1681 — auch der Stadt Straßburg zu bemächtigen. Des Reiches Ohnmacht hatte sich ihm schloß preisgegeben.

Ist diese kurze Geschichte Straßburgs deutsche Geschichte oder nicht? — Aber die Stadt hört, wenn sie nun auch königlich französisch wird, darum nicht auf, gut deutsch zu sein. Zwar verändert sich ihre bauliche Erscheinung. Das französische Königtum und die Beamtenhaft und Geistlichkeit höchsten Ranges, durch die es sich vertreten läßt, präsentiert sich in Straßburg durch Bauwerke französischer Stiles. Und die höhere Gesellschaft, der Adel vor allem, der dem Könige von Frankreich auch militärische Dienste leistete, nahm mehr und mehr die gesellschaftlichen Sitten Frankreichs an. Aber das war doch nichts, was unmittelbar das Leben der Stadt traf. Dieses ging zunächst ungehemmt seinen Gang weiter. Alle Tugenden und Schwächen deutschen reichstädtischen Lebens — mehr allerdings diese als jene — lebten in ihr weiter. Man machte seine Reverenzen vor dem König, der die neugewonnene Stadt besuchte, vor seinen Marschällen und den hohen Beamten, die er mitsandte, man zahlte knurrend die Abgaben, die der große Staat von seinen neuen Gliedern forderte, man sah die katholische Kirche, der das Münster wieder eingeräumt worden war, nach und nach an Macht zunehmen, aber in vielen Punkten blieb das innerstädtische Leben, wie es zur Zeit der „deutschen Libertät“ gewesen war, man sprach weiter deutsch, deutsch blieb auch die Universität, die freilich von ihrem Glanze viel verloren hatte, man zankte in den verschiedenen Ratskollegien genau so um kleines und kleinstes, wie am rechten Ufer des Rheins, mit dem man, um so mehr als die Zollgrenze nicht in dieser Tallinie, sondern auf dem Vogesenkamme lag, durch Wirtschaft, durch die Gebräuche des Handwerks, und vielfach durch die gemeinsame Sprache und Religion in Verbindung blieb. Der Name Goethe taucht an dieser Stelle auf, und mit ihm steht Herder und Venz und Jung-Stilling und Haman zusammen. Wir sehen ihn auf's Land wandern, sich an einem reinen Magdum entzücken, das für seine Dichtung von erster Bedeutung wird. Wir sehen ihn vor dem Münster, auf und in seinem Turme, grübelnd und nach dem Gescheh dieser ihm bis dahin fremd gebliebenen und ihn nun mit unerhörter Gewalt fassenden Kunst forschen, wir sehen den Künstler Goethe dem Künstler Erwin gegenüber, ihn mit einem gewaltigen Hymnus preisend, und wir sehen ihn, wie die Blumen, die aus dem Boden des Landes sprachen, die alten deutschen

Wieder aus dem Munde der einfachen Leute sammelnd . . . Und wieder frage ich: Ist es deutsche Geschichte oder nicht, die uns mit dieser Stadt, diesem Lande verbindet? Erst die Revolution und das Kaiserreich, das ist tausendfach gesagt worden, haben diese Verbindung gelockert und — als gemeinsame Erlebnisse — die Verschmelzung mit Frankreich gefördert. Es war nicht nur das Prestige der französischen Machtpolitik, nicht nur die Bewunderung der militärischen Leitung, an der das Elfaß seinen guten Teil gehabt hatte, sondern es waren vor allem auch die Wohltaten der großzügigen Verwaltungskunst, deren sich das Elfaß nun mehr und mehr bewußt wurde. Es ist erstaunlich, daß trotzdem und trotz einer nun systematischen französisierenden Politik deutsches Wesen sich in Straßburg weiter wach hielt. Die Stadt trat nur wenig mehr aktiv zum deutschen Geistesleben bei, aber sie empfing von ihm — schon weil der Protestantismus als Brücke fortwirkte — auch weiterhin noch ansehnliche Nahrung, trotzdem die aus der Revolution gestärkt hervorgegangene Bourgeoisie aus dem Zentrum Paris ihre geistigen Bedürfnisse deckte — ach wie bescheiden. —

Auf dem Lande draußen stand deutsches Wesen, vor allem die deutsche Sprache noch in fast ungeschwächter Kraft, als 1870 der Krieg ausbrach und Straßburg dem Reiche zurückgab. Es kann hier nicht erzählt werden, was die 48 Jahre bis 1918 für Straßburg bedeuten. Aus der verschlafenen Grenzfestung, aus der Departementstadt wurde die Hauptstadt des Reichslandes, der Sitz hoher Behörden, eine moderne Universitätsstadt mit zahlreichen großzügig eingerichteten Forschungsanstalten. Die Stadt selbst erweiterte und modernisierte sich unter der Führung

weitsichtiger Bürgermeister; sie suchte und gewann durch ihre Hafenanbauten den Anschluß an das große deutsche Wirtschaftsleben. Sie war, wiewohl an der Peripherie des Reiches gelegen, im Begriffe, in den gewaltigen Strom der deutschen Entwicklung einzutreten, als der große Krieg ausbrach.

* * *

Und nun ist das alte Reich dahin und Straßburg verloren. Aber dürfen wir es darum preisgeben? Es wäre feige, über der Gegenwart die lange inhaltreiche Vergangenheit zu vergessen, die Straßburg durch tausend Fäden mit dem Deutschtum verbindet. In einem Rauchzustand, in einer Art von Pervertität hat die deutsche Stadt schamlos sich dem Fremden an den Hals geworfen. Das Erlebnis war über alle Maßen furchtbar. Aber jenseits aller Enttäuschung und Erniedrigung verwirklicht sich vielleicht dennoch, allem Zweifel zum Trost, die trostbringende Zukunft, von der ein Dichter geungen hat:

. . . Dann kehrt der Segen wieder eurer Stadt,
Dann heiliger Sinn in euren Laut zurück,
Dann kehrt ihr wieder in die Hallen alt
Der königlichen Mutter, eures Volks.
Dann silberflügelst Luft von Wald zu Wald,
Dann lobt der Rhein die Nächte rauschend auf —
Dann beugt, allsiebenfarbig überbogen
Hochmünsterlich sich neu die Erwinschau:
Ein Himmel und Ein Thal,
Ein Strom, Ein Volk!

Ernst Bertram / Das Narrenschiff.

„Noch findet man Narren mannsfalt, / Die sich verlassen uf ihren Gewalt,
Groß Nartheit ist um großen Gewalt, / Dann man ihn selten langzit behalt.
Kein Gewalt uf Erd so hoch je kam, / Der nit ein End mit Trauren nam.“
Sebastian Brant zu Straßburg.
Das Narrenschiff. 1494.

Armselig bunte Puppen der Gewalt
Mit Glycerbrust und affenrotem Schenkel:
Führtet ihr noch nicht lang genug im Kreis
Das Narrenschiff der Zeit auf grauser Welle?

Noch immer Unbelehrte, merket ihr
Den Hohnwind nicht im knirschenden Gesegel,
Höchst auf dem Mast die bösen Flämmchen nicht,
Daß ihr zum Ufer lenkt, dahin für immer?

Wißt: eure Zeit ist um. Ein jüngerer Wahn
Will seine Nase rüffeln. Verkriecht euch, Bunte,
Im Bauch des Schiffs: euch rettet kein Delphin.
Ans Steuer drängt sich neue Narrenbrunst,

Zu neuen Küsten geht's. Aber es hat
Das Narrenboot der Welt verwunschene Segel
Und soll die Küste nur der Weisheit finden
Am Riff des Jüngsten Tags. Fahrt wohl, ihr Blinden!

(Aus dem Viederkreis „Straßburg“ im Insel-Verlag.)

W. Mez / Johann Daniel Schöpflin.

Der Altmeister der badischen Geschichtsschreibung. † 7. 8. 1771.

Vor 150 Jahren wurde in der Straßburger Thomas-Kirche der damals als weltberühmt geltende Professor der Geschichte und Beredsamkeit Johann Daniel Schöpflin zu Grabe getragen. Ein Jahr zuvor hatte er sein 50jähriges Amtsjubiläum als Professor der Straßburger Universität gefeiert, hatte also während seines beruflichen Lebens dauernd in französischen Diensten gestanden. So wenig wie die damalige Universität, so wenig ist aber ihr berühmter Lehrer deshalb dem französischen Geistesleben einzugliedern. Wir verfahren am richtigsten, wenn wir ihn auf seine Staatszugehörigkeit festlegen, da er sich selbst mehr als Bürger der res publica litteraria oder Gelehrtenrepublik, denn als Angehöriger eines bestimmten Nationalstaates fühlte. Seine Verpflichtungen Frankreich gegenüber erfüllte er durch seine unzähligen Reden zur Feier des königlichen Geburtstages oder ähnlicher öffentlicher Anlässe. So gerne Schöpflin diesen Verpflichtungen nachkam, denn er schwelgte in der Form und auch in höflicher Unterwürfigkeit, so ungern lesen wir diese als opera oratoria gesammelten Reden im Vergleich zu seinen eigentlichen Geschichtswerken, welche den ober-rheinischen Ländern gewidmet sind.

Die siebenbändige badische Geschichte trägt den Titel „Historia Zaringo-Badensis“ und behandelt daher mehr das regierende Fürstentum, als das badische Land. Nur die lateinische Sprache hielt Schöpflin einem wissenschaftlichen Werke für angemessen, doch mußte er selbst noch erleben, wie sich ein Wandel in dieser Auffassung anbahnte. In einem Briefe vom Dezember 1769 klagt er über die allgemeine Abneigung gegen das Latein, die sich

auch in Deutschland geltend machte und den Absatz seiner Werke erschwerte. Sicherlich hätte auch seine badische Geschichte in deutscher Sprache eine viel stärkere Verbreitung und Benutzung bis auf unsere Tage erfahren; denn das Interesse am Gegenstand war reichlich vorhanden. Das beweist uns schon die deutsche Bearbeitung des Schöpflinischen Werkes durch Johann Christian Sachs, der noch vor Vollendung der Historia Zaringo-Badensis zu erscheinen begann. Neben der fremden Sprache war es allerdings auch der hohe Preis, welcher das lateinische Prachtwerk auf einen kleineren Kreis von Lesern beschränkte. Die Entstehung dieser badischen Geschichte wird am besten aus dem Lebenslauf ihres Verfassers erhellen.

Im Jahre 1694 wurde Schöpflin in Sulzburg als Sohn eines baden-durlachischen Beamten geboren. Seine ersten Schuljahre verbrachte er auf dem Durlacher Gymnasium, welches später nach Karlsruhe verlegt wurde. 1707 kam er nach Basel, erst auf das Gymnasium und dann auf die Universität, vielleicht durch seinen Verwandten Juhn veranlaßt der dort sein erster Universitätslehrer in der Geschichte wurde. Gerade für badische Geschichte konnte Schöpflin in Basel Anregungen erhalten, da sich Archiv und Bibliothek des baden-durlachischen Hofes von den Delean'schen Kriegen her noch dort befanden. Im Jahre 1711 siedelte er nach der Straßburger Universität über, der er bis an sein Lebensende, also 60 Jahre hindurch, als Schüler und Lehrer angehörte. Eine Unterbrechung fand dieser Straßburger Aufenthalt nur durch seine häufigen Reisen ins Ausland. In den Jahren 1726—1728 durchquerte er Frankreich, Italien und Eng-

land, wobei er viele gelehrte und höfliche Beziehungen anknüpfte. Erwähnenswert ist sein Zusammentreffen mit dem italienischen Geschichtsforscher Muratori, der ein Vorbild der Schöpflin'schen Altertümlerforschung genannt werden kann. Einen weniger gelehrten als höflichen Charakter hatte eine weitere Reise, die er 1738 nach Wien in diplomatischem Auftrag der Stadt Strassburg unternahm. Empfehlungen und persönliches Ansehen öffneten ihm alle Tore bis zum Herrscherpaare. Mit Stolz berichtet er von seinen Audienzen bei Karl VI. und seiner Gemahlin mit der genauen Angabe, daß ihm der Kaiser $\frac{1}{2}$ Stunden, die Kaiserin sogar 1 Stunde gewidmet habe. Auch seine Rückreise war eine reine Hofreise, „une promenade de cours en cours“, wie er selbst sagt.

Die höflichen Beziehungen Schöpflin's erstreckten sich über alle europäischen Großstaaten und brachten ihm manche Berufungen ein, die er zwar nicht annahm, aber doch zur Besserung seiner Strassburger Stellung auszuwerten wußte. Wir nennen einige davon, weil sie für seine wissenschaftliche Geltung und den internationalen Gelehrtenaustausch bezeichnend sind: 1725 sollte er als Geschichtsprofessor und russischer Hofhistoriograph nach Petersburg, 1737 nach Upsala, 1739 nach Wien als Nachfolger des Hofbibliothekars Garelli und 1746 nach Leyden an die Stelle des berühmten Rechtslehrers Vitriarius d. j. Man muß sich nur wundern, daß Schöpflin, ein Gelehrter von damals internationalem Ruf, heute, abgesehen von Fachkreisen, kaum dem Namen nach noch bekannt ist und auch in einem neueren Handbuch der Geschichtsschreibung vergeblich gesucht wird. Wir erklären uns das einmal daraus, daß er nicht der Bahnbrecher einer neuen historischen Methode war, wie etwa Mabillon in Frankreich oder Muratori in Italien und zum andern aus der nationalen Zwitterstellung, die ihm weder in der deutschen noch in der französischen Literaturgeschichte volles Heimatsrecht gewinnen ließ. Sein Ruhm leidet unter dem Schicksal des elsässischen Grenzlandes, dem er sein erstes größeres Geschichtswerk gewidmet hat.

Nach Vollendung der *Alsatia illustrata* im Jahre 1761 konnte sich Schöpflin ganz der badischen Geschichte widmen, deren Ausarbeitung er auf Bestellung des badischen Markgrafen Karl Friedrich unternahm. Die nötigen Unterlagen verschaffte er sich durch persönliche Nachforschungen in den badischen Hofarchiven in Basel und Rastatt und in Klosterarchiven, wie St. Peter und St. Blasien. Den größten Wert legte er auf den Nachweis der

uns heute geläufigen Abstammung der badischen Markgrafen von den Zähringern, wodurch das badische Fürstenhaus an Altersglanz beträchtlich zunahm. In vier starken Quartbänden läßt Schöpflin am genealogischen Faden die badische Geschichte an uns vorüberziehen und fügte noch drei weitere Bände mit Urkunden hinzu. Das Ganze erschien in dem kurzen Zeitraum von 1763 bis 1766 bei Macklot in Karlsruhe. Auch auf die äußere Ausstattung hatte Schöpflin große Sorgfalt verlegt. Aus seinem Briefwechsel sehen wir, wie er Entwürfe und Ausführung der Titelbilder und vignetten eingehend mit der badischen Markgräfin erörterte. Die besseren Bilder tragen den Namen des späteren badischen Hofmalers Mellina als Zeichner. Gestochen ist die Mehrzahl von dem Strassburger Johann Martin Weiß d. j. Man möchte beinahe annehmen, daß das Werk bei seinem Erscheinen weniger der Belehrung als bloß der äußeren Zierde von Bibliotheken gebient habe, doch dem können wir eine Briefstelle Schöpflin's vom Jahre 1763 entgegenhalten, wonach Markgraf Karl Friedrich und seine Gemahlin den damals erschienenen ersten Band mit Hilfe des Hofbibliothekars Molter „von Anfang bis zu Ende“ durchgelesen haben. Auch der geschichtsliebende Abt Philipp Jakob von St. Peter schreibt in einem Briefe an Ramey, daß er diesen Band „schier ganz durchgelesen.“ Heutzutage wird das Werk kaum mehr zur Lektüre, sondern nur noch als Nachschlagewerk für einzelne Tatsachen benutzt.

Die letzten fünf Lebensjahre nach Vollendung der badischen Geschichte verlebte Schöpflin in noch engeren Beziehungen zu den rechtsrheinischen Landen als bisher. In Karlsruhe war sein Schüler Ring als Prinzenregierer angestellt und gab Schöpflin's Neben mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung heraus. In Mannheim sah sein Schüler Ramey als Sekretär der pfälzischen Akademie, deren Gründung Schöpflin 1763 am Hofe Karl Theodors geleitet hatte und deren Ehrenpräsident er war. Somit galten seine letzten Anregungen dem gleichen Lande, dem er selbst die ersten Schulkenntnisse verdankte und dem heutigen Baden erwächst daraus mit einer Verpflichtung, die Erinnerung an Schöpflin und seine Werke zu pflegen.

Wer auf dem trodenen Gebiete der gelehrten Geschichte den Weg zu Schöpflin nicht zu finden vermag, der sei auf Goethes kurze Schilderung im 11. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ verwiesen oder auf Hermann Abrechts Roman „Die Häfnetjungfer“, der uns den Strassburger Gelehrten im Rahmen eines lebenswarmen Zeitbildes näherbringt.

C h r i s t i a n S c h m i t t / A n D b e r l i n s G r a b.

In Fouday bei Rothau (Breuschtal).

Still überm Dorfweg liegt der Schlummerort,
An dem dein Leib nach schwerem Tagwerk rastet,
Fern allem lauten Lärm, drin fort und fort
Nach Trug und Tand die blinde Menge hastet.
Ein schlichter Stein bewahrt der Liebe Wort,
Von keinem würdelosen Prunk belastet.
Verträumte Tannen stehn in stummer Trauer
Kühl schattend vor des niedern Kirchleins Mauer.

Die Dächer und den Turm umspielt ein Hauch
Des Friedens, den geweckt dein rastlos Streben.
Im Tal und an den grünen Bergen auch
Keimt frisches Leben auf aus deinem Leben.
Wild lag das Land, rauh war der Menschen Brauch,
Dein Herz, das wußte sie heraufzuheben;
Denn Großes schafft, wer, nicht der Welt verbündet,
Sein Pflichtteil in den Plan des Höchsten gründet.

Die Heimat, die den Besten Kränze flücht,
Voll Dank wird stets sie deinen Ruhm bewahren.
Ein Strom von Segen geht von dir ans Licht,
Der nicht entschwand mit deinen Erdenjahren.
Wo reinster Dienst den Bann der Völker bricht,
Daß sie des Geistes Wunder tief erfahren,
Da wirkt dein Glaube, dessen letzten Siegen
Die dunkle Macht des Bösen muß erliegen.

Der Dede, drauf gestreut du deine Saat,
Ist längst ein lachend Fruchtgebild entsprossen.
Von dir erregt zum Wettspiel ernster Tat,
Sind alle guten Kräfte rings erschlossen.
Begrüßt hast du, bereit zu Trost und Rat,
Den Ärmsten auch als deinen Blutsgenossen.
Im Brand der Zeit, der schreckend dich umgüßte,
Gab vielen Schutz und Heimstatt deine Güte.

So baute deine Seele mit am Reich,
Das unsichtbar erwächst und nicht entschwindet,
Weil es vom Himmel stammt und auch zugleich,
Dem Staub enthoben, die Vollendung findet.
Dein war der Sinn, der abwehrte jeden Streich
Und rettend das Verwundete verbindet.
Aus Leid und Not ist dir die Macht gekommen,
Die fremdem Unglück seinen Schmerz genommen.

Franz Was / Das Meisterstück.

Eine Geschichte aus alt-strasburger Zeit.

Ein blutjunger, blondlockiger Gesell, ein Handwerksbursch war es, der am 21. März 1672 aus dem damaligen armen Dorfe Kehl heraustrat und auf die Fähre zuschritt, mit der er über den Rhein setzen wollte, um in Strassburg einzuziehen. Er kam aus Hessen-Homburg und hatte Vater, Mutter und ein ganzes Rudel Geschwister daheim. Vor knapp vier Wochen war er ausmarschirt; ohne sich sonst wo lange aufzuhalten, war er über Frankfurt und Heidelberg im Rheintale aufwärts marschirt, denn der Vater (auch ein Uhrmacher, wie er selber) hatte ihn direkt nach Strassburg geschickt.

„Wenn du dort angekommen bist,“ hatte er ihm aufgetragen, „dann frag auf der Herberge nur gleich nach dem Uhrmacher und Mechaniker Beringue; ein jedes Kind wird ihn dir sagen können. Den such dann auf, bestell einen schönen Gruß von mir, deinem Vater, und du wirst sehen, er wird dich willkommen heißen und mit Rat und Tat in der Fremde dir zur Seite stehen — wie er's mir dermaleinst versprochen.“

Daran dachte der junge blonde Uhrmachergesell, als er auf der Fähre stand und das Fährschiff sich langsam Wohl machte durch die hoch aufsprühenden, grünlich schimmernden Wellen des Rheins, mit denen ab und zu noch eine Eischolle herabkam. Er dachte mit Bangen an die Zukunft, an das Leben in der fremden Stadt; die Worte des Vaters aber spendeten ihm Trost und erweckten die Hoffnung in ihm, daß er auch im fremden Lande nicht ohne Freunde sein werde. —

So zog er ein in die schöne, alte, berühmte Stadt.

Auf der Herberge war es das erste, was er tat, nachdem er sich ausgewaschen, sich vom Wanderstaub gereinigt und etwas erquickt hatte, daß er nach dem Meister Beringue fragte.

„Der Meister Beringue? Was willst du von dem?“ hieß es, „den findest du nimmer; der ist — in einer Woche wird's gerade ein Jahr — gestorben. Es war ein gar geschickter Mann: schade um ihn.“

Meister Beringue tot! O weh, das war eine traurige Nachricht für den jung Eingewanderten — er wollte schier verzweifeln! Nun war all seine Hoffnung dahin; nun stand er wirklich ganz, ganz allein in der Fremde, einem ungewissen Schicksal preisgegeben.

Er suchte voll Kummer sein Lager auf und verbrachte eine schlaflose Nacht. Erst gegen Morgen, als der Himmel sich schon zu lichten begann, kam der Schlaf leise über ihn; schon halb im Schlummer hörte er, wie um 5 Uhr morgens das Glockenspiel der Kathedrale hoch vom Himmel herab anzuhören begann. Das Klang ihm wie himmlische Musik, wie eine Botschaft von droben, daß alles noch gut werden würde. Nun schlief er fest ein. Als er wieder erwachte, fühlte er sich neu gestärkt, die bisherige Mutlosigkeit war von ihm gewichen, fest und sicher trat er dem Kommenden entgegen.

„Und wenn der alte Beringue tot ist, so ist das nicht zu ändern,“ sprach er bei sich, „es wird wohl noch andere Meister hier geben, bei denen man arbeiten kann.“

Er hatte sich nicht getäuscht; noch am selben Morgen glückte es ihm, bei dem Uhrmachermeister und Mechaniker Wolfenstein anzukommen, der damals mit der Reparatur der berühmten Münsteruhr beauftragt war und deshalb einen geschickten Uhrmacher suchte, der auch etwas von der Mechanik verstand.

Schon am Tage nach seinem Einzuge sah so der Hessen-Homburger in der Werkstatt und hämmerte lustig drauf los. Der Meister bewohnte in der Blauwolkengasse sein eigenes, wenn auch kleines Haus; zu ebener Erde lag die Werkstatt; hinten aus die Küche und das Zimmer, in dem der Meister mit seinem Haushalt und den Gesellen die Mahlzeiten einnahm; die übrigen Zimmer lagen im ersten und zweiten Stockwerk; hoch oben aber im Giebel des schmalen Häuschens lagen die beiden Zimmer für die drei Gesellen, die — den jungen Deutschen mit eingerechnet — Meister Wolfenstein nun bei sich in Arbeit hatte.

Die beiden Mitgesellen schienen recht lockere Zeißige, echte Welschländer zu sein. Was sie mit einander für Reden führten, wenn der Meister nicht in der Werkstatt war! Die Fenster gingen, wie gesagt, nach der Straße hinaus, und da konnte kein Mädchen vorübergehen, ohne daß die beiden Kumpare nicht ein Wis- oder Spottwort miteinander austauschten. Ja, nicht selten riefen sie den Schönen ein übermütiges Wort zum Fenster hinaus nach und freuten sich nicht wenig, wenn je nachdem die eine von ihnen mit Rot übergoßen davonlief, oder die andere schalkhaft lachend sich nach den beiden Spöttern umsah.

Unser Hessen-Homburger verhielt sich still bei all dem; ihm war das Betragen der beiden Mitgesellen von Herzen zuwider; aber er hielt es für klüger, dazu zu schweigen, als Streit anzufangen. Tief im innersten Herzen aber wurmte es ihm dies alles mit anhören und ansehen zu müssen; er hatte vor diesen schönen Strasburgerinnen, wenn er sie so sauber und gereift, so zierlich und doch so voller Selbstbewußtsein daher schreiten

sah, einen tiefen Respekt. Sie kamen ihm ganz anders vor, als die Mädchen bei ihm daheim, die voller Scham und Schüchternheit sich nicht hinter dem Ofen hervor trauten. Er hätte jeder einzelnen von Herzen gut sein können und konnte daher nicht begreifen, wie seine beiden Mitgesellen so ganz anders mit ihnen umgingen.

Beinahe acht Tage waren so vergangen, und ein Sonntag brach an. Dazumal war ein Sonntag wirklich noch ein Feiertag, Meister und Gesellen betreten an diesem Tage die Werkstatt nicht; dafür legten sie saubere Kleider an, gingen des Vormittags zur Kirche, nachmittags zu einem Spaziergang ins Freie hinaus, und abends setzten sie sich in ehrbarer Weise zu einem Schoppen Strasburger Bier oder Elssasser Wein zu einander.

Unser junger Hessen-Homburger verkümmerte nicht, den Dom aufzusuchen und sich an der Pracht dieses unvergleichlichen Bauwerks zu ergötzen. Nach dem Mittagessen nahm er sein Hütlein von der Wand und ging zum Tore hinaus, um einen Gang ins Freie zu machen. Als er gegen Abend wieder in die Stadt trat, fiel es ihm auf einmal bei, daß es im Grunde doch seine Pflicht sei, wenn der alte Beringue nun auch tot sei, doch den Hinterbliebenen seinen Besuch zu machen und diesen den Gruß seines Vaters zu bestellen, der dem Verstorbenen gegolten hatte.

Nun zeigte es sich, daß das Haus, das dem alten Meister Beringue gehört hatte, ebenfalls in der Blauwolkengasse und unweit desjenigen des Meisters Wolfenstein stand. Was war natürlicher, als daß unser Hesse sich gleich dahin verfügte, um seiner Pflicht zu genügen!

Er ließ an der Haustür den Klopfer erschallen; eine Zeitlang rührte sich nichts, dann aber hörte er jemand den Hausflur entlang kommen, die Tür öffnete sich, und vor ihm stand ein junges Mädchen, halb blond, halb schwarz, mit einem Paar tiefdunklen, blühenden Augen im Kopf. Sie schaute den Fremden, der mit abgenommenem Hute vor ihr stand, groß an; ihr Blick hing dann einen Augenblick an dem langen, lippigen blonden Vordenhaar, das ihm um sein blühendes Gesicht herum wallte, und senkte sich dann verächtlich zur Erde nieder.

„Bin ich hier recht beim Meister Beringue?“ fragte er verwirrt.

Da füllten sich die schönen Augen des Mädchens mit Tränen, und es sagte:

„Den Meister Beringue findet Ihr hier nicht mehr; der ist längst tot und begraben. O, mein armer, guter Vater!“

„Ich weiß, ich weiß,“ stammelte unser Hesse, der nun noch verwirrter geworden; er ergriff die Hand des jungen Mädchens, drückte sie voll Teilnahme und fuhr fort: „Ich suche auch ihn nicht mehr; aber ich war mit einem Gruß an ihn weit hergekommen; hörte, daß er gestorben ist, wollte den Gruß aber doch wenigstens bestellen.“

Die Schöne trocknete sich die Augen und lud dann den Fremden ein, ins Haus zu treten: sie wollte ihn zur Mutter führen. Das geschah. In der Hinterstube sah am Fenster, das nach einem kleinen Garten führte, eine noch rüstige Frau, ein Buch auf den Knien. Hier bestellte er seinen Gruß, der freundlich und betrübt zugleich aufgenommen wurde, da ja der, dem er galt, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Aber der Bote selbst war willkommen; er blieb bis zum Abend da und schied, als ob's ein lieber Verwandter oder alter Bekannter wäre.

Am folgenden Morgen trat Meister Wolfenstein an den Arbeitstisch des neuen Gesellen und sagte zu diesem:

„Hör, Bursche, ich habe deine Art Arbeit die vorige Woche beobachtet; macht deine Sache besser als die beiden da zusammen; nimm dein Werkzeug auf und komm mit mir in den Münster, sollst mir helfen, die Uhr zu reparieren.“

Voll Freude hörte unser Hesse solche Worte der Anerkennung; er stand auf, packte sein Werkzeug zusammen und ging dem Meister nach. Im Hinausgehen aber sah er, wie die beiden Mitgesellen ihm böse Blicke nachwarfen. Das war ihm freilich nicht recht; aber er tröstete sich damit, daß er sie bei seiner Rückkunft schon wieder veröhnen wolle.

Jetzt aber ging es in den Münster. Da stand die so hoch berühmte Uhr, die der Mechanikus Konrad Dasingenius im Jahre 1574 auf Geheiß des hohen Kapitels aufgestellt hatte, die fast ein Jahrhundert lang so regelmäßig gegangen war, daß sie auch nicht ein Härchen von ihrem Gange abwich, — und nun war sie plötzlich stehen geblieben, ohne daß es trotz heißen Bemühens der geschicktesten Uhrmacher bisher gelungen war, sie wieder in Gang zu setzen!

Meister Wolfenstein öffnete kunstvoll verborgene Türen des Gehäuses und begann von neuem die Untersuchung des Werkes, während sein Geselle zur Handreichung dabei stand; Stunden vergingen, der Mittag war überschritten, noch immer arbeiteten Meister und Geselle vergeblich, dem Werke das Leben wieder einzubringen. Erschöpft ließ endlich der Meister die Hände sinken.

„Dass uns für heute aufhören; vielleicht ist uns morgen das Glück günstiger.“

Damit verließen sie das Gotteshaus und gingen wieder nach Hause.

„Na, wie ist's, jetzt geht doch die Uhr wieder?“ so empfingen die beiden Mitgesellen höhnisch ihren Genossen, als dieser wieder zu ihnen in die Werkstatt trat.

„Noch nicht,“ antwortete dieser bescheiden, „aber wir hoffen, sie schon noch zum Gehen zu bringen.“

Damit nahm er seinen Platz wieder ein.

Die andern aber ergaben sich ihren alten Späßen und trieben ihre Scherze mit den Vorübergehenden. Unser Hesse sah gar nicht auf. Da sagte der ältere von den beiden, Charles Piton mit Namen:

„Schau, da geht mein Schatz, Mademoiselle Josephine Beringue.“

Unser Hesse blickte erschrocken auf; er glaubte in den Boden sinken zu müssen: wahrhaftig, Josephine Beringue ging eben vorüber und warf, ganz als hätte sie die Worte mit Gefallen vernommen, lächelnd einen Blick zur Werkstatt herein.

„Wer hätte das dem Mädchen angesehen,“ dachte er bei sich, „dass es diesen schlechten Menschen, den Piton, gern haben könnte!“

Es mußte aber wohl so sein, wie jener gesagt hatte; denn er wie der andere blieb ernst dabei, und dann hatte sie ja auch anscheinend ganz vergnüglich zu ihnen hereingelacht. Unser hiesiger Hesse war ganz verwirrt, ganz still und nachdenklich darüber geworden, daß hier im schönen Strassburg die Mädchen doch so ganz anders ihre Schätze zu wählen schienen, als bei ihm daheim. Er wagte nun gar nicht mehr die Blicke aufzuheben, wenn eine der Schönen vorüberging; das Beringue'sche Haus aber suchte er nicht mehr auf.

Es wäre ihm auch wenig Zeit dazu verblieben, denn Meister Wolfenstein nahm ihn täglich von früh bis abends in Anspruch, damit er ihm helfe, das Werk der Münsteruhr wieder in Gang zu bringen. Vierzehn Tage hatten sie miteinander in der Kirche gearbeitet, hatten auch einzelne Teile mit nach Hause genommen und dort sorgfältig untersucht und probiert; in der Nacht wälzten sich Meister und Geselle schlaflos auf ihrem Lager, indem sie darüber nachhann, wo die wunde Stelle des Werkes stecken könnte, wie man dem Fehler abhelfen könnte. — Zuletzt gab der Meister die Hoffnung auf; er ging zum hohen Kapitel der Kirche und erklärte diesem für seine Person, er vermöge das Werk nicht wieder in Gang zu bringen; nach seinem Ermessen vermöge das überhaupt niemand mehr. Da trat das Kapitel zusammen und hielt Rat über die Sache. Man beschloß, sich an die Strassburger Zunft der Uhrmacher zu wenden und dieser die Sache vorzulegen. So geschah es. Die ehrsamten Meister erschienen in ihrer Gesamtheit vor dem Kapitel und verfügten sich dann in das Gotteshaus, um das Werk in Augenschein zu nehmen. Meister Wolfenstein, ein Hauptmitglied der Zunft, erklärte ihnen das Werk und setzte ihnen auseinander, welche Mittel er angewandt. Darauf erklärten die Meister einstimmig, daß es ihnen unmöglich sei, das Werk wieder in Gang zu setzen; sie beschloßen aber, um der Ehre ihrer Kunst halber, einen Anruf an alle Gesellen und auch nicht zünftigen Uhrmacher zu erlassen, ob einer von ihnen die Aufgabe lösen könnte. Als Belohnung dafür wurde ausgesetzt, daß der betreffende Künstler, der die Uhr wieder in Gang setzen könnte, ohne Erfüllung aller sonstigen Formen und ohne Entrichtung sonst erhobener Gebühren in die hochehrte, weit berühmte Zunft der Strassburger Uhrmacher aufgenommen werden sollte.

Schon Tags darauf war dieser Beschluß in allen Herbergen bekannt; auch in der Stadt verbreitete er sich, die Bürger blieben in Gruppen auf den Straßen stehen und besprachen das wichtige Ereignis. Aber Tage und Wochen vergingen — es meldete sich niemand, um das Werk zu versuchen. Da erschien unvermutet ein junger blondhaariger Geselle vor dem Obermeister der Zunft und erklärte sich bereit, den Versuch zu wagen. Es war unser Hesse-Homburger; er war vorher in aller Form seinen Meister um Erlaubnis angegangen, dann, als diese gewährt, hatte er sich gemeldet; denn es war ihm in schlaflosen Nächten mehr als ein Gedanke darüber gekommen, wie wohl das alte, versagende Werk wieder in Gang zu setzen wäre. Der Obermeister und die übrigen Meister der Zunft begrüßten den jungen Gesellen mit Wohlwollen, wenn auch nicht gerade mit großem Vertrauen. Man gab ihm alles nötige Werkzeug, so gut als es nur zu haben war, stellte ihm kostenfrei einen Gehilfen und ließ ihn dann in den Münster ein, damit er sein Heil versuche.

Mit Ernst und Eifer beaß sich unser Hesse an die Arbeit. Vorerst nahm er das ganze Werk noch einmal genau in Augenschein, zerlegte es dann, prüfte es, säuberte es sorgfältig aus, erneuerte alte Federn, die geschwächt waren und setzte alles dann

ebenso aufmerksam zusammen. Voll freudiger Zuversicht sah er, wie sich so immer ein Stück an das andere fügte und wie endlich, nach einwöchentlicher ununterbrochener Arbeit das Werk so da stand, wie es vorher gestanden hatte. Nun sollte es nur noch aufgezogen werden — dann mußte (so hoffte er voll Zuversicht) das Werk gehen, so gut, als es jemals vorher gegangen war. Niemand sollte bei dem ersten Versuche dabei sein, so wünschte er es. Er entließ deshalb den Gehilfen und ging nach Hause, um noch ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen. Dann machte er sich auf den Weg und ging nach dem Münster, um das Werk in Gang zu setzen. Der Weg nach dem Münster führte ihn an dem Hause des verstorbenen Beringue vorüber, das er nicht wieder betreten; gerade vor der Tür traf er auf Mademoiselle Beringue, die im Begriff war, ins Haus zu treten. Er grüßte und wollte vorüber; aber ein fragender Blick, ein Lächeln, das über ihre Züge glitt, hielt ihn fest.

„Sie haben uns nicht wieder besucht,“ sagte sie, als er verwirrt schwieg.

„Ich habe mich daran gemacht,“ entgegnete er zögernd, „das Uhrwerk am Münster wieder in Gang zu setzen und vergesse darüber alles andere schier.“

„Wie?“ fragte sie erstaunt, „das haben Sie sich vorgenommen? Es wird Ihnen nie gelingen.“

„Wie gelingen?“ rief er. „Woher wissen Sie das? Es muß mir gelingen; heute abend noch ist die Uhr wieder im Gange.“

„Es wird Ihnen nie gelingen,“ wiederholte sie, so bestimmt, als man nur etwas sagen kann, und doch lag zugleich Trauer und Wehmut in ihrer Stimme, als sie dies sagte.

Da tauchten plötzlich in der Seele unseres Hesse jene Worte von Charles Piton auf, wonach sie, das schöne Mädchen, das vor ihm stand, dessen Schatz, dessen Geliebte war! Er wollte ihr in die Augen sehen, um zu ergründen, was Wahres daran sein könnte; aber sie hatte sich abgewandt, — war es aus Scham oder aus Reue.

„Sie gönnte dir's nicht,“ so tönte es da in ihm, „ja, wenn es Piton wäre!“ Tief aus dem Herzen herauf stieg ihm ein Schmerz, den er nie gekannt, in Brust und Augen. Er faßte nach den Händen des Mädchens, zog diese ungestüm an seine Brust und rief mit erstirter Stimme:

„So mag ich nimmer leben, wenn mir das nicht gelingt! Ihr findet mich dann morgen — auf dem Münsterplatze!“ — Damit stürzte er davon. —

Die Nacht verging, — das Werk war nicht in Gang gekommen. Unser armer Geselle saß trostlos vor der Uhr; die Räder drehten sich nicht, die Zeiger bewegten sich nicht. Da verließ er wirren Kopfes das Räderwerk und begann die Stufen des Turmes hinaufzuklettern; hoch oben auf der Plattform angekommen, fiel er halb bewußtlos an der Brüstung nieder und umklammerte die kalten Steine. Du kannst nicht mehr leben, so tönte es ohne Aufhören in ihm; kannst nicht leben, ohne das Werk in Gang gebracht zu haben, kannst nicht leben — ohne Josephine, die Geliebte eines andern; was schert dich Vater, was schert dich Mutter, was gehen dich all die kleinen Geschwister an — ohne Josephine ist das alles ja nichts.

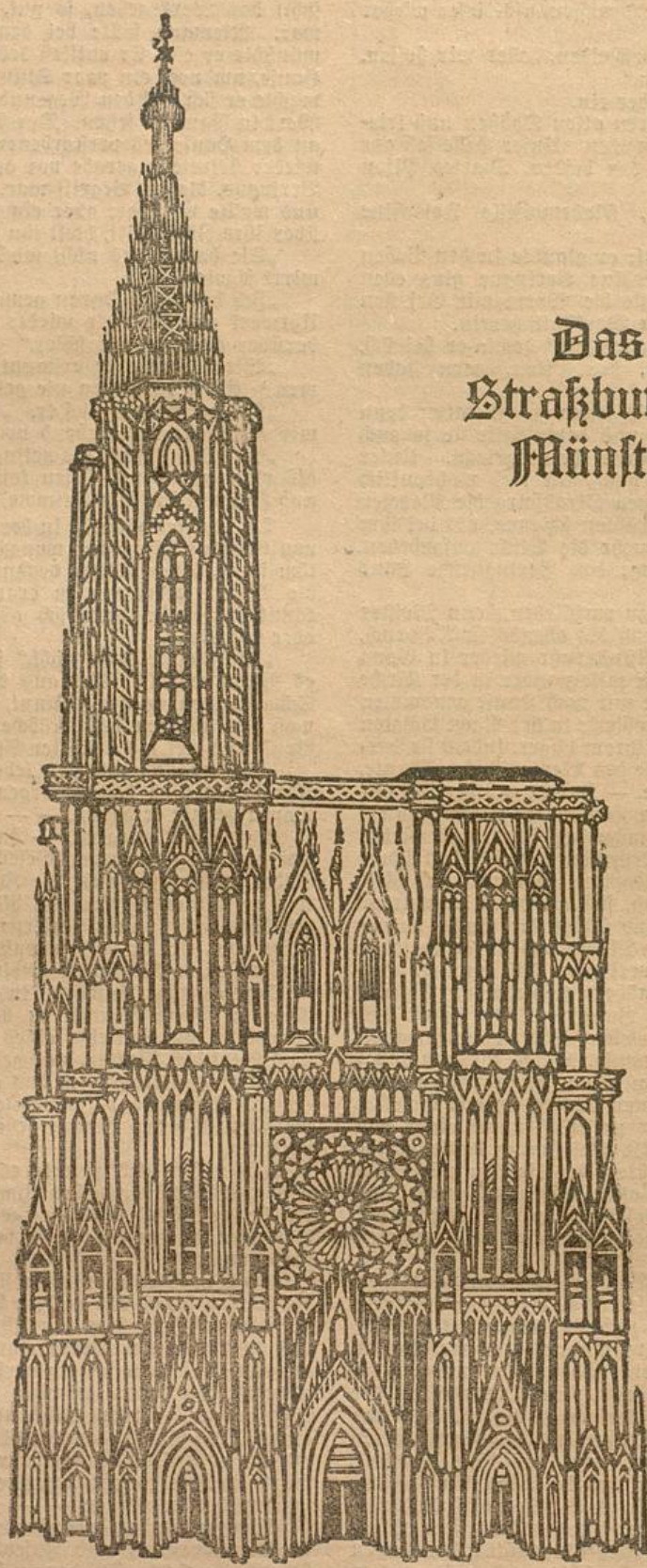
„O Josephine, o Josephine!“ rief er laut, in den leise dämmernden Morgen hinaus sehend und schwer seine Arme ausstreckend.

„Hier bin ich,“ zitterte es da plötzlich in leisen, wehmütigen Stimmen neben ihm. Weiße Arme umschlangen ihn, ein heißer Mund legte sich gegen seine Wange. „Hier bin ich, Geliebter, du darfst nicht sterben. Komm mit mir, ich weiß das Geheimnis.“

Halb unbewußt erhob er sich und ließ sich von ihr fortziehen, die Stufen hinab bis zu dem Werke, immer dicht neben ihr und von ihr geführt. Vor der Uhr angekommen, machte sie sich los und tastete an der Vorderwand des Gehäuses suchend auf und ab; plötzlich öffnete sich ein verborgenes Türchen, und ein Mechanismus, den keiner gekannt, den bisher niemand gesehen, lag offen zutage. Einen Blick nur warf er darauf, dann tat er einen Griff hinein — und es begann sich zu regen in dem Werke, wie wenn tausend Wasser über ein Mühlrad stürzten; die Räder knirschten, die Zeiger begannen ihren Rundgang — das Werk war wieder im Gange. —

Wenige Wochen darauf war unser Hesse-Homburger Meister in Strassburg, er und Josephine aber zugleich ein glückliches Paar. Er hatte sich davon überzeugt, daß Charles Piton in niederträchtiger Weise gelogen und daß Josephine ihn von Anfang an geliebt hatte. Das Geheimnis der Münsteruhr, das in der Familie Beringue Jahrhunderte lang bewahrt worden war, ging nun auf die junge Familie Edmund Karlingers, unseres blonden Hesse-Homburger, über, die dann noch viele Menschenalter lang im alten Strassburg das Ansehen der Uhrmacherkunst bewahrte.

Das
Straßburger
Münster



Nach einem Holzschnitt von Gustav Wolf.